



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Was will man denn weiter machen, wenn es die Kinder durchaus haben wollen?

Sehen Sie mal, Herr Kollege, da haben Sie ein Stück „Hygiene.“

Ja, woher soll es denn das Volk wissen, was es zu thun und zu lassen hat, wenn es nicht unterrichtet wird? Ich halte es durchaus für nötig, daß in der Volksschule Gesundheitslehre eingeführt wird. Sie meinen, dazu sei keine Zeit? Für die deutschen Kaiser, für Abraham und die Propheten ist immer Zeit — nicht wahr? Ich halte die Gesundheitslehre für viel wichtiger als das alles.

Na, da wünsch' ich Ihnen viel Glück, Herr Kollege.

Dezember 1888

Ad naturam delinoavit
F. A.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom falschen und vom echten Bischer. Vor etwa zwei Monaten erschien in Stuttgart ein Buch, das durch seinen Titel viele Käufer angelockt haben wird: „Schillers Leben und Wirken. In zwanglos gebundener Rede dargestellt von einem Ungenannten, aber doch Bekannten.“ Die geheimnisvolle Andeutung über den Verfasser klärt der ungenannte Herausgeber in der Vorrede in einer Weise auf, die geeignet ist, den Leser gründlich irre zu führen. Nachdem er mitgeteilt hat, daß die Dichtung bereits zum Schillerjubiläum des Jahres 1859 vollendet war, aber aus besonderen Gründen, die nach dem „unlängst erfolgten Tode des schwäbischen Ungenannten, aber doch Bekannten hinfällig geworden sind,“ nicht veröffentlicht wurde, fährt er fort: „Nur ein Mann von dem feinen Geist und edeln Gefühl des Verfassers durfte es wagen, unsern großen Klassiker in der Gestalt eines ernstkomischen Heldengedichtes zu besingen. Nicht nur daß er unsre Empfindung für das Geweihte und Hohe nicht im mindesten verlegt, gelang es ihm, vielmehr den didaktischen Inhalt derart hervortreten zu lassen, daß Verständnis und Liebe für Schiller nur gewinnen können.“ Was Wunder, daß die meisten Leser nach einem solchen Fingerzeig hinter dem schwäbischen Ungenannten, aber doch Bekannten keinen geringeren als den berühmten Aesthetiker Fr. Th. Vischer, den Verfasser des famosen: „Auch Einer“, suchen zu müssen glaubten, der ja unlängst verstorben ist und seiner Zeit unter dem Pseudonym des seligen Schartenmayers die Ereignisse des Krieges von 1870 und 71 in einem auf den ersten Blick sehr ähnlich gearteten Heldengedichte besungen hat. Die Vermutung von Vischers Autorschaft lag so nahe, daß sie auch in Anzeigen des Buches öffentlich ausgesprochen wurde. So lesen wir z. B. in Seemanns Bitterarischem Jahresbericht (1888. S. 65): „Es war eine wunderliche Idee, das Leben Schillers in Knittelreime nach Art der Jobstade zu gießen! Sie konnte nur aus einem so wunderlichen Kopfe und Wesen entspringen, wie dem des Verfassers — denn der Verfasser ist offenbar kein anderer, als der „alte Scharten-

mayer“, der kürzlich verstorbene Fr. Th. Wischer. Genau so wie in den Gedichten des verehrten Mannes liegt dieser Leistung des wackeren Schwaben bei aller Drolligkeit der Ausführung ein tiefer, kräftiger, derber Ernst zu Grunde. Das in seiner Wirkung der Kortümschen Jobiade oft nahe kommende Gedicht trägt einen volkstümlichen Charakter und würde auch ohne die Andeutungen der Verlagsanstalt auf einen feinen, hochgebildeten Geist schließen lassen; es ist für Freunde und Verehrer der beiden schwäbischen Dichter — Schiller und Wischer — sehr lesenswert, d. h. also für die ganze gebildete Welt.“

Wir gestehen, daß auch wir nach den Andeutungen des Herausgebers zuerst annahmen, nur Wischer könne der Verfasser des seltsamen Gedichtes sein. Je mehr wir aber im Lesen fortschritten, desto mehr regte sich der Zweifel an der Richtigkeit unsrer Vermutung. Wir fanden weder Drolligkeit, noch „tiefen, kräftigen, derben Ernst“ darin, sondern nur mäßige, zum Teil sogar fade Witze und im übrigen lauter dürftige, trockene Aneinanderreihung der bekanntesten Ereignisse aus Schillers Leben; mit einem Wort, das Buch schien uns für ein Geisteswerk eines Mannes wie Wischer zu leicht.

Und dieser Glaube wurde zur Gewißheit, als wir den Versuch machten, die Persönlichkeit des Verfassers zu ermitteln. Das Buch enthält eine Reihe von Stellen, an denen der Verfasser von sich selbst spricht. Er erwähnt z. B. seine Vorliebe für „Wallensteins Lager“, berichtet, daß er selbst einmal bei einer Auf- führung im Museumsaal der Tübinger Hochschule als Kapuziner aufgetreten sei, und fährt dann fort:

Es sind fast alle Professoren gekommen,
Haben auch Frauen und Töchter mitgenommen;
Wenn ich nur noch den Subskriptionszettel hätt',
Wo darauf stand: „Prälat von Bengel zwei Willsets!“

Schon an solchen Andeutungen hätte sich für einen mit den Tübinger Verhältnissen vertrauten mit Hilfe einiger Nachforschungen etwas ermitteln lassen. Aber glücklicher Weise war dies nicht nötig, da der Verfasser selbst einige Seiten später die Feststellung seines Namens so leicht als möglich macht. Er erzählt, daß er vor ungefähr 30 Jahren, d. h. vom Jahre 1859 an zurückgerechnet, „Wallensteins Lager“ in die Sprache der Römer übersetzt habe, daß dieses Büchlein bei Diander in Tübingen erschienen sei, und daß es Gustav Schwab in den „Littéraires Blättern“ 1830 lobend angezeigt habe. Ging man diesen Fingerzeigen nach, so fand man in Heinsius' Bücherlexikon einen gewissen G. A. Griesinger als Verfasser der erwähnten Uebersetzung genannt, nach der angeführten Rezension der Brockhaus'schen „Blätter für litterarische Unterhaltung“ (1830 Nr. 194 S. 771—772.) Gustav Griesinger. Da wir aber über ein solches nichts näheres ausfindig machen konnten, wandten wir uns an die Direktion der kgl. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart und erhielten denn auch alsbald durch einen Brief des Herrn Oberbibliothekars Dr. W. Heyd nähere Auskunft. Er war so freundlich uns mitzuteilen, daß man auch in Stuttgart gleich nach dem Erscheinen des Buches an der Verfasserschaft Wischers gezweifelt habe, und daß Griesinger sogar in einem öffentlichen Blatte (Schwäbischer Merkur D. Red.) als Verfasser bezeichnet worden sei. Gustav Friedrich Griesinger (so lauten die richtigen Vornamen) war Pfarrer und starb zu Anfang des Jahres 1888 als Pensionär in Ravensburg. „Er war geboren 1804 und bekleidete Pfarrestellen in Münster, Leutkirch und Ehningen; bei uns bekannt als Dr. Caspar, unter welchem Namen er 1825 ein komisches Heldengedicht: „Die Buckeliade“ herausgab. Er zehrte zeitlebens an den Erinnerungen an

Lübigen und die Burschenschaft, der er mit ganzer Seele angehört hatte, wie seine Jubiläumsgabe: *Fuimus Troes* (auch unter dem Titel: *Erinnerungen aus dem Lübinger Burschenleben*) vom Jahre 1877 zeigt. Als Gelegenheitsdichter bei Gustav-Adolfsfesten, Promotionsversammlungen u. s. w. und als Verfasser von Nekrologen für bekannte und obskure Freunde im »Schwäbischen Merkur« war er immer viel genannt.

Nachdem so die Manen Wischers von dem Verdacht der Autorschaft eines sehr mäßigen litterarischen Produktes befreit sind, freuen wir uns doppelt, die Verehrer des Dichters auf eine bisher wohl ziemlich unbekannt gebliebene Schöpfung desselben aufmerksam machen zu können, die trotz ihres geringen Umfangs wegen ihres feinen Humors größere Verbreitung verdient und sicher in die hoffentlich in nicht zu fernem Zeit hervortretende Gesamtausgabe seiner poetischen Werke aufgenommen werden wird. Wir danken ihre Bekanntschaft dem Zufall, daß das Büchlein, vor kurzem als Geschenk in den Besitz der königlichen öffentlichen Bibliothek in Dresden gekommen ist, und zwar durch die Güte eines Herrn, der über die Autorschaft Wischers aus bester Quelle unterrichtet ist. Der Titel lautet: *Die erste Kunstschöpfung der Enkelin in Sonetten verherrlicht vom Großvater*. Stuttgart. Druck von A. Bonz' Erben, 1886. 8° (19 S.)

Die erste Seite zeigt das Facsimile eines höchst unvollkommenen Bleistift gemuschels eines Kindes, das mit einigem gutem Willen als das Bild einer in schwebender Haltung die Arme ausbreitenden Frau angesehen werden kann. Dieses kindliche Machwerk hat nun den berühmten Aesthetiker angeregt, eine Reihe kunsthistorischer Sonetts dazu zuschreiben, in die er die ganze Fülle seines reichen, von Humor überschäumenden Geistes ergossen hat. Da wir hier die Zeichnung nicht wiedergeben können, ist es auch unmöglich, einen annähernden Begriff von der Dichtung zu geben und zu zeigen, wie Wischer darin zugleich jene ascetische Kunst verspottet, die wir unter der Bezeichnung des Nazarenertums kennen.

Wenn wir trotzdem wenigstens eines dieser Sonette hier abdrucken, so geschieht es in der Absicht, unsre Leser auf den Genuß hinzuweisen, den ihnen die kleine Sammlung hoffentlich später gewähren wird.

Warum dies Haupt wohl keine Locken zieren?
Die Haare sind trotz ihrem weichen Glanze
Noch Zeugnis von Verwandtschaft mit der Pflanze,
Daher auch Menschen oft nur vegetiren.

Und wie viel Zeit vergeht auch mit Frisiren,
Zum Beispiel, um zu locken bei dem Tanze!
Von solchem Tand, von solchem Firtelranze
Weiß echte Kunst vornehm zu abstrahiren.

Ein dummer Ritter breche Lanz' um Lanze,
Damit vom Köpfchen seiner Dulcinea
Ein Löckchen ihm den sauern Dienst bezahle.

Ein dunner Dichter dichte Stanz' auf Stanze
Auf blonde Flechten seiner holden Dea —
Das wahrhaft Ideale ist das Kahle.

Niederlösnitz, Dezember 1888

H 2 E

Kindergartenpoesie. Vor einiger Zeit hatte ich Gelegenheit, einen sogenannten Kindergarten zu besuchen. Dieser Kindergarten war freilich kein Garten, sondern ein Zimmer, es war auch gar nicht Gartenzeit, sondern Winter — im Sommer wird es hoffentlich ein wirklicher Garten sein! — zehn kleine Mädchen im Alter von vier bis fünf Jahren saßen mit ihrer Kindergärtnerin um den Tisch

herum, und es wurde Schule gehalten. Die Kleinen mußten von der Geburt des Christkinds erzählen, zum großen Teil wörtlich in den Ausdrücken des Evangeliums, dann wurde eine Zeit lang von den Bestandteilen des Baumes gesprochen (Wurzeln, Stamm, Aeste, Zweige u. s. w.), dann kamen allerhand „Beschäftigungsspiele“ an die Reihe: Papierflechten, Ausstechen, Ausnähen u. dergl., und endlich wurden „Bewegungsspiele“ gemacht und Liedchen dazu gesungen.

Es liegt mir fern, die Einrichtung und die Thätigkeit der Kindergärten hier einer herben Kritik unterziehen zu wollen. Aber das muß ich sagen: was ich da sah und hörte, erschien mir zum großen Teil verfehlt, grundverfehlt. Am ehesten konnte ich mich noch mit den „Beschäftigungsspielen“ befreunden; die Kinder lernen dabei ihre Augen und ihre kleinen ungeschickten Hände brauchen und werden zur Ordnung, Sauberkeit, Sorgfalt angehalten. Bedenklicher schon erschien mir der Unterricht. Nicht daß die Lehrerin die Sache falsch angefaßt und in die Kinder hineingefüllt hätte, was sie vielmehr aus ihnen hätte herausholen sollen, aber fast alles, was da getrieben wurde, erschien mir als durchaus verfrüht, namentlich im Hinblick auf die spätere Elementarschule. In welche Lage muß der Elementarlehrer solchen Kindergartensproßlingen gegenüber kommen! Er wird seine liebe Not haben, sie zum Aufpassen zu bringen, weil sie sich immer einbilden werden, sie hätten ja alles im Kindergarten schon „gehabt“. Der allerbedenklichste Punkt aber in unserm Kindergartenwesen ist die „Poesie“, mit der die Kleinen bei den Bewegungsspielen gefüttert werden. Ich gebe ein paar Proben davon, wie ich sie mir nachgeschrieben habe. Ein Liedchen, wozu die Kleinen tanzen, lautet:

Liebe Schwester, tanz mit mir,
Deine Händchen reiche mir,
Einmal hin, einmal her,
Und herum, das ist nicht schwer.

Noch einmal das schöne Spiel,
Weil mir's gar so sehr gefiel,
Einmal hin, einmal her,
Und herum, das ist nicht schwer.

Ei, das hätt' ich nicht gedacht,
Daß du's gar so schön gemacht,
Einmal hin, einmal her,
Und herum, das ist nicht schwer.

Gehen sie im Gänsemarsch im Zimmer herum, so singen sie:

Eine Schlange, eine Schlange
Machen wir auf unserm Gange,
Ei wie herrlich, ei wie schön,
Wenn wir wie die Schlange gehn!

Bei einem dritten Spiele legt ein Kind seinen Kopf in den Schoß eines andern und „blinzelt“, während die übrigen singen (nach der Melodie: Kommt ein Vogel geflogen):

Das gemeinsame Spielen
Macht uns alle so froh,
Wenn allein wir uns fühlen,
Sind wir's lange nicht so.

Dann stellt sich ein Kind hinter das „blinzende“, und die andern singen:

Da nun eine verschwunden,
Eine fehlet im Kreis,
Sollst du sie uns erkunden,
Sie erraten mit Fleiß.

Darauf sagt das hinter dem „blinzenden“ stehende Kind Miau, und das „blinzende“ muß an der Stimme erraten, wer hinter ihm steht. Kennt es den richtigen Namen, so singen die andern:

Sie hat's gewußt, sie hat's gewußt,
Verläßt den Platz mit stiller Lust!

Ich könnte noch ein halbes Duzend ähnlicher Proben anführen; ich begnüge mich, noch das Verschen mitzuteilen, womit der Kindergarten geschlossen wird:

Unser Spiel ist nun beschloffen,
Froh ist uns die Zeit verfloffen,
Drum zum schönen Schluß
Unsern Abschiedsgruß:
Lebet wohl! Lebet wohl!

Dabei stehen die Kinder paarweise einander gegenüber, und bei den letzten Worten winken sie einander mit der Hand zu.

Man braucht kein sonderlich poetisch angelegter Mensch zu sein, um die Prosa dieser Reimereien zu fühlen, die entseßliche Prosa, die darin liegt, daß die Kinder jede Körperbewegung, die sie machen, mit einer Betrachtung begleiten müssen, in der weiter nichts gesagt wird, als: Wir machen jetzt die und die Bewegung! ganz abgesehen von der entseßlichen Prosa des Ausdrucks.

Ich würde diese Dinge hier nicht zur Sprache bringen, wenn es sich um eine vereinzelte Erscheinung handelte. Vereinzelte Mißgriffe kommen überall vor. Ich weiß aber aus sicherster Quelle, daß die Kleinen, denen ich zugehört habe, wochen- und monatelang Tag für Tag mit geringfügigen Abwechslungen immer in derselben Weise beschäftigt worden sind, und ich weiß aus ebenso sicherer Quelle, daß mit demselben Material, dessen sich diese eine Kindergärtnerin bedient, fast alle unsere Kindergärten wirtschaften, ja daß gerade dieses Material und kein andres in unsern Kindergärtnerinnenschulen von einem Geschlecht zum andern weitergegeben wird. Die entseßliche Prosa der angeführten Reimereien ist also unsere Kindergartenpoesie schlechthin.

Ich frage nicht: Wer hat jene Reime verbrochen? Wenn es Schulmänner gewesen wären, sie verdienten ja, gepöbelt zu werden! Man bringt unsere Kindergärten immer mit dem Namen Fröbel in Zusammenhang. Ich gestehe, daß ich vor diesem Namen bisher eine solche Ehrfurcht gehabt habe, daß ich nicht entfernt daran zu denken wage, irgend einer jener Reime könnte mittelbar oder unmittelbar auf Fröbel zurückgehen! Mag sie verbrochen haben, wer da will, aber daß unsere Kleinen in den Kindergärten mit diesem Jammerzeug genährt werden, ist doch eine Sünde und Schande. Wo sind die lieben alten Abzählprüche und Spieliedchen hin, mit denen wir uns als Kinder in Gärten und Höfen vergnügt haben? Die so voller Poesie steckten? Sind sie der heutigen Pädagogik nicht verständlich, verständig, verstandesmäßig genug? Wir gehen ja auf so vielen andern Gebieten unsers Geisteslebens jetzt auf unsre Vorzeit zurück und erholen uns an ihrem poetischen und künstlerischen Reichtum. Sollen nur die armen Kleinen mit solcher traurigen Prosa gefüttert werden? Unsere Schulaufsichtsbehörden würden sich ein großes Verdienst erwerben, wenn sie sich einmal um die Kindergartenpoesie kümmern wollten.

Aus dem Musikalienhandel. Vor kurzem ist bei Simrock in Berlin eine Anzahl neuer Liederhefte von F. Brahms erschienen. Als ich davon hörte, hat ich meinen Leipziger Musikalienfortimenter, mir doch die Hefte zur Ansicht kommen

zu lassen. Er entgegnete mir, daß ihm dies zu seinem lebhaften Bedauern unmöglich sei, da der Verleger, Herr Simrock, seinem Leipziger Kommissionär die strengste Weisung gegeben habe, nichts von Brahms (oder überhaupt nichts aus seinem Verlage?) zur Ansicht vorzulegen, ja ihm gedroht habe, daß er ihm sofort die Kommission entziehen würde, wenn er sich unterstünde, gegen diese Weisung zu handeln.

Unter diesen Umständen blieb mir, wenn ich die Lieder haben wollte, nichts weiter übrig, als sie mir fest zu bestellen. Man läuft ja damit bei Brahms keine große Gefahr, da man ziemlich sicher sein kann, daß man, wenn auch nicht immer etwas musikalisch Schönes, so doch immer etwas musikalisch Anziehendes aus seinen Händen empfängt. Zur Ansicht möchte man solche Lieder, ehe man sie kauft, ja nur deshalb gern haben, um die Texte kennen zu lernen, deren Wahl bei Brahms oft sehr seltsam ist, und zu sehen, ob einem die Lieder oder wenigstens einige davon — denn daß man in jedem Liederhefte auch Spreu kauft, dessen ist man ja von vornherein sicher — bequem liegen, ob sie einem nicht geradezu Unausführbares zumuten. Herr Simrock läßt sich die Sachen von Brahms so hoch bezahlen (für fünf Liedchen vier Mark!), daß es nicht ganz gleichgiltig ist, was man für sein Geld erhält. Es kann dem Käufer begegnen, daß er für 12 Mark 15 Lieder kauft, unter denen sich höchstens drei oder vier befinden, die er wirklich singen kann; alle andern sind für ihn bloßes Hestfüllsel. Also nur deshalb, um in dieser Beziehung nicht gar zu sehr hineinzufragen, möchte man dergleichen Sachen vorher gern einmal sehen. Genießt man doch in jedem kaufmännischen Geschäftszweige die Vergünstigung, die Waare, die man Lust hat zu kaufen, vorher zu sehen. Warum nicht im Musikalienhandel?

Als ich die Lieder erhielt, sah ich, daß ein Hest darunter mir in einer falschen Ausgabe geliefert worden war. Es war ein Hest, das Brahms, wie ausdrücklich auf dem Titelblatte bemerkt ist, „für tiefere Stimme“ komponirt hat, und das ich trotzdem in der hohen Stimmlage erhalten hatte. Da ich die Lieder ohne jeden Zusatz bestellt hatte, so war es selbstverständlich, daß sie mir sämtlich in der ursprünglichen Lage geliefert werden mußten: die für hohe Stimme geschriebenen in der hohen Lage, die für tiefe Stimme geschriebenen in der tiefen Lage. Ich kann alles Hinauf- und Heruntersetzen nicht leiden — es ist ein musikalisches Übel und ein trauriger Nothelf. Um die Sache schnell zu ordnen, ging ich selbst zum Leipziger Kommissionär und bat ihn höflich, mir das betreffende Hest gegen die tiefere Ausgabe umzutauschen. Da kam ich aber schön an. Der Herr Kommissionär antwortete mir sehr kurz, daß er dazu schlechterdings nicht ermächtigt sei, daß Herr Simrock sich jeden Umtausch selbst vorbehalten habe, und daß ich mich also an den Sortimenter wenden möchte, durch den ich das Hest bezogen hätte.

Man darf wohl sagen, daß eine solche Behandlung des Publikums, wie sie einem von Seiten des Simrock'schen Verlages und seines Leipziger Beauftragten zu teil wird, im deutschen Buch- und Musikalienhandel einzig dasteht. Herr Simrock läßt auch in jedes Notenheft von Brahms vorn auf die Innenseite des ersten Blattes folgenden Ukas zur gefälligen (!) Beachtung drucken: „Das Abschreiben einzelner Lieder gegen Bezahlung, sowie der Verkauf abgeschriebener Lieder aus diesem Heste sowohl, wie aus den übrigen in meinem Verlage erschienenen Gesangswerken ist nach dem Wortlaute des Gesetzes auch als Nachdruck zu erachten und ebenso zu bestrafen. Ich warne demgemäß nachdrücklich vor Uebergriffen in mein Verlagsrecht, da ich jeden derartigen Versuch sofort zur Kenntnis der Staatsanwaltschaft bringen werde.“ Ob es geschmackvoll ist, dem, der sich eben aus Klavier

setzen will, um sich an einem Hefte Brahms'scher Lieder zu erfreuen, zunächst jedesmal mit dem Staatsanwalt zu drohen, wissen wir nicht; es paßt zu den übrigen Simrock'schen Geschäftsgepflogenheiten. Das aber wissen wir, daß Herr Simrock durch die unliebenswürdige Art, in der er sich dem Publikum gegenüberstellt und sich das Publikum, das er doch zum Freunde zu gewinnen suchen sollte, geiffentlich zum Feinde macht, sich und seinem Schützling Brahms in hohem Grade schadet. Brahms würde eine viel größere Verbreitung haben, wenn er einen andern Verleger hätte.

Leipzig

G W

Hören und Lesen. Der Volksmund ist doch sehr lehrreich; wer nur öfter Gelegenheit hätte, ihn zu belauschen. Sizen da zwei am Bierische, und einer sagt zum andern: „Wie stehts denn eigentlich jetzt mit dem Herbst Bier? Wird denn das noch viel getrunken?“ worauf der andre erwidert: „Nu eben, davon liest man gar nichts mehr.“ Liest man! Wer hätte sich vor dreißig Jahren so ausgedrückt? Da hätte doch jeder gesagt: „Davon hört man gar nichts mehr.“ Der Mann hat aber ganz Recht. Das Lesen, insonderheit die nichtsnützige Tageszeitungsleserei, ist für den gewöhnlichen Menschen so sehr die Quelle geworden, aus der sein geistiges Besitztum stammt, daß, wenn er von einer Sache keine Kunde hat, er gar nicht anders sagen kann, als: „Davon liest man nichts.“ Es ist das auch ein Beitrag zur Kennzeichnung des papiernen Zeitalters, so gut wie der „papierne Stil.“

Unentwegt — eine sehr beliebte Neubildung, aber kein gutes Deutsch. Wir schlagen dafür vor: Ochsenmäßig. Den Sinn dürfte es in den meisten Fällen treffen.



Litteratur

Die Ueberlieferung. Ihre Entstehung und Entwicklung. Von Ernst von Bunsen. In 2 Bänden. Erster Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1889.

Das vorliegende Buch gehört so sehr der gelehrten Forschung an, daß wir an eine entsprechende Beurteilung hier nicht denken können. Der Verfasser setzt voraus, daß allen schriftlichen Aufzeichnungen eine mündliche, geheim fortgeplante Ueberlieferung vorhergegangen sei. Diese sucht er durch sprachliche, antiquarische und mythische Vergleichen zu ermitteln, um einen annehmbaren Zusammenhang unter den scheinbar entlegenen Materialien herzustellen, wobei er in erster Linie dem alttestamentlichen Kulturzusammenhang nützen will. Der Verfasser berührt sich in manchen Stücken mit den wissenschaftlichen Bestrebungen seines Waters Josias von Bunsen, hat aber eine noch größere Fülle gelehrter Kenntnisse über den Orient gesammelt.

Wer dem Verfasser nachrechnen will, muß gleichmäßige Kenntnisse mitbringen. In Deutschland haben wir das vorherrschende Interesse, die Methode des neuen Werkes zu erwägen, um daraus auf die Sicherheit der Ergebnisse zu schließen.